

Lebensmittelversorgung

Die neue Nachhaltigkeit heißt Resilienz

Alles deutet darauf hin, dass wir auf eine Krise mit ökologischer, wirtschaftlicher und sozialer Dimension zusteuern. Die Zukunftsfähigkeit der Landwirtschaft hängt deshalb davon ab, wie sehr sie zu unserer Widerstandsfähigkeit gegenüber Krisen beitragen kann. Diese neue Dimension der Nachhaltigkeit heißt Resilienz.
Von Christine Hubenthal

Der industrialisierte Norden hat sich inmitten seines aufgetürmten materiellen Wohlstandes inzwischen zu einer regelrechten "Zuvielisation" entwickelt. Allerdings gerät derzeit dieser Luxusdampfer massiv ins Schwanken. Der Klimawechsel stellt uns gleich vor einen ganzen Katalog offener Fragen. Hinzu kommt die Erkenntnis, dass dem Motor unserer Weltwirtschaft allmählich der Saft ausgeht.

Die Krise kommt unaufhaltsam

Energie wird knapp, das bestreitet nicht einmal mehr die Internationale Energie Agentur (IEA). Zugleich drängen in China und Indien über eine Milliarde neue Konsumenten auf den Markt und treiben die Ressourcennachfrage – besonders die nach Energie – zusätzlich in die Höhe. Vom Wachstumsdogma gefesselt, bangt Europa zudem um seine Wirtschaft und Währung. Anstatt aber dem Ruf nach einer Postwachstumsökonomie (Paech, 2010) zu folgen, werden Milliarden ausgegeben, um einen wirtschaftlichen Supergau zu verhindern. Globalisierung, gekennzeichnet durch internationale Spezialisierung der Handelsbeziehungen, führt zwar zu Wohlstandsmaximierung – zumindest auf einer Hälfte des Globus –, geht aber auf Kosten stabiler, lokaler und krisensicherer Versorgungsstrukturen. Zudem haben wir im Namen einer weltweiten Integration der Märkte die meisten regionalen Versorgungsstrukturen aufgegeben. Vollständig fremdversorgte Individuen, die längst einen "globalisierten" Lebensstil pflegen, verfügen auch gar nicht mehr über die Fähigkeit zur Selbstversorgung. Handwerkliches Geschick, Improvisationsgeist und das notwendige Know-how sind in einer Gesellschaft, in der vor allem intellektuelle Hochspezialisierung wertgeschätzt wird, akute Mangelware. Eine Wirtschaftskrise ist deshalb so Angst einflößend und deren Bekämpfung so viele Milliarden wert, weil hier nicht nur unser sagenumwobenes Bruttoinlandsprodukt (BIP) auf dem Spiel steht, sondern auch unsere Versorgung mit Gütern und Dienstleistungen. Ohne gesunde Wirtschaft kein internationaler Warenaustausch. Ohne Euros keine Versorgung, auch nicht mit Lebensmitteln. Denn diese kommen zumeist "just in time" aus dem Supermarkt und sind damit ebenso Teil des globalen Handels wie alles andere auch.

Kultureller Wandel ist nötig

Der bevorstehende Kollaps legt nahe, dass gerade Widerstandsfähigkeit gegenüber Krisen – in der Fachwelt Resilienz genannt – ein Merkmal von Zukunftsfähigkeit ist. Und in keinem Bereich wäre Resilienz wichtiger, als in der Lebensmittelversorgung. Spätestens dann, wenn Erdöl so teuer geworden ist, dass wir uns globale Lebensstile und Versorgungsstrukturen gar nicht mehr leisten können, sind regionale Möglichkeiten der Lebensmittelversorgung die einzig tragfähige Alternative. Voraussetzung dafür ist jedoch ein kultureller Wandel, der entsprechende Konsummuster und Wohlstandsmodelle hervorbringt. Viele kreative Projekte, die vorausschauend in diese Richtung gehen, werden heute oftmals noch als sozialromantisch oder "spinnertes Hippie-Comeback", allenfalls aber als Nischenerscheinung, abgetan. Doch gerade diese kleinen, regional verankerten Projekte erweisen sich als vielversprechend, einen fruchtbaren Boden für den nötigen kulturellen Wandel zu bieten und zur Stärkung der Resilienz beizutragen.

Was ist Resilienz?

Der Begriff stammt vom lateinischen "resilire" und meint abprallen oder zurückspringen. Resilienz beschreibt die Fähigkeit eines Systems, auf Störungen durch Veränderung und Neuformierung zu reagieren, ohne seine Systemintegrität, also seine wesentlichen Funktionen, seine Struktur, seine Identität und seine internen Verknüpfungen zu verlieren (vgl. Walker et al., 2004; Hopkins, 2008)

Es liegt auf der Hand, dass eine Ressourcen verschlingende Landwirtschaft, die ohne globale Verflechtungen gar nicht denkbar wäre, in keinem Fall die Krisensicherheit unserer Lebensmittelversorgung erhöht. Zudem bringt diese Art von Landwirtschaft wichtige Produktionsmittel wie den Boden, das Wasser, die Luft oder die genetische Vielfalt in Gefahr. Auch die Tatsache, dass kaum noch jemand weiß, wie ein Acker zu bestellen ist, und wir uns daran gewöhnt haben, uns unsere Lebensmittel dank geldbasierter Tauschmöglichkeiten zu beschaffen, wirkt in Krisenzeiten destabilisierend. Denn wer seine Fähigkeit zur Selbstversorgung aufgegeben hat, und in der dann zwangsläufig geldbasierter Versorgungsstruktur in die Lage gerät, einer finanziellen Ausstattung zu entbehren, muss hungern.

Was sind die Alternativen?

Während der Slogan "wachsen oder weichen" in der Landwirtschaft weiterhin eine bittere Realität offenbart, wird schon an Alternativen gearbeitet:

- Die Bewegung der *urbanen Landwirtschaft* breitet sich aus wie ein Lauffeuer und versieht die Städte zusehends mit grünen Oasen
- Auch die *solidarische Landwirtschaft* ist auf dem Vormarsch und für viele Bauern und Bäuerinnen, die ein Händchen für den Umgang

mit Menschen haben, eine Option, sich den staatlich und marktwirtschaftlich induzierten Wachstumszwängen zu entziehen.

- Der Karlshof bei Berlin versucht sich in *nicht-kommerzieller Landwirtschaft* und deklariert Nahrung kurzerhand zum Gemeingut, auf das alle Menschen unter Absprache von Regeln Zugriff haben.
- Das Projekt *Mundraub* veröffentlicht im Internet eine Datenbank mit ungenutzten oder wild wachsenden Nahrungspflanzen, damit sie in die regionale Versorgung integriert werden können.
- In Witzenhausen haben sich jüngst eine Handvoll Menschen zu einer *Aufstrichkooperative* zusammengefunden und bereiten im Wechsel füreinander Aufstriche zu, die sonst nur teuer und oftmals in geringer Qualität im Supermarkt zu haben sind.
- Die Initiative *Transition Town* organisiert in vielen Städten das Projekt Gartenteilen, bei dem sich Menschen mit Garten, aber ohne Zeit und Menschen, die gern gärtnern, zusammenschließen.

Christa Müller, Autorin mehrerer Bücher zum Urban Gardening, sieht in dieser Art des Gemüseanbaus einen "Ausgangspunkt politischen Handelns für die, die den [allgemein praktizierten] ungehinderten und ungenierten Zugriff auf die Ressourcen der Welt infrage stellen. Sie gärtnern, um praktisch zu zeigen, wie es besser laufen könnte mit der Lebensmittelproduktion. Ihr Motto: Sie fangen schon mal an. Sie reproduzieren Saatgut selbst, tauschen es untereinander statt Hybridsorten im Baumarkt zu kaufen. Sie kultivieren alte Sorten, ziehen lokales Gemüse, bereiten es im Idealfall gleich vor Ort zu und verspeisen es – klimaneutral und in bester Qualität – gemeinsam mit anderen Gartennutzern" (Müller, 2011)

Der Ruhe- und Rastlosigkeit einer unaufhörlich pulsierenden Welt setzt die Landwirtschaft die stetigen Bahnen der Jahreszeiten entgegen, die weder beschleunigt noch beeinflusst werden können. In einer zunehmend anonymisierten und abstrakten Lebensrealität kann das Wühlen in der Erde helfen, sich im Leben neu zu verankern. Zudem ermöglicht landwirtschaftliche Arbeit Erfahrungen gemeinschaftlichen Arbeitens. Menschen mit unterschiedlichen Fähigkeiten können sich auf verschiedene Weise einbringen und Wertschätzung erfahren. "Die vielbeschworene Individualisierungs- und Erlebnisgesellschaft zeigt Ermüdungserscheinungen" (Borgstedt, 2011) und es dämmert uns langsam, dass es nicht um höher, schneller, weiter geht, denn gelernte Steigerungslogiken haben ihre Grenzen erreicht.

Fast unbemerkt vollzieht sich ein kultureller Wandel, gekennzeichnet von der Lust, nach unkonventionellen, vielleicht zunächst altmodisch oder unbequem erscheinenden Lösungen zu suchen. Dabei entstehen Wohlstandsmodelle, Konsummuster und Lebensstile, die auch innerhalb ökologischer

Grenzen stabilisierbar sind. Hier sind Pioniere am Werk, die Vorboten eines umfassenden Paradigmenwechsels sein könnten. Denn einerseits laden erfolgreiche Pionierprojekte zur Nachahmung ein und andererseits bieten sie in Zeiten der Krise Wissen, Erfahrungswerte und Fähigkeiten, auf die zurückgegriffen werden kann und die ausbaufähig sind.

Gemeinsam nach lokalen Möglichkeiten suchen

Für den Aufbau von Resilienz gibt es kein Patentrezept. Ganz im Gegenteil – sie kann nur dann aufgebaut werden, wenn in kleinen Maßstäben gedacht und endlich die Illusion aufgegeben wird, Patentrezepte würden zu einer Lösung führen. Das Leben des Einzelnen bekommt aus dieser Warte potenziell einen revolutionären Charakter. Denn der Aufbau von Resilienz ist nur möglich, wenn sich auf Dauer viele Menschen daran beteiligen, selbst aktiv werden, sich praktische Fähigkeiten aneignen, sich in soziale Netzwerke einbinden und gemeinsam nach lokalen Lösungen suchen.

Ein Landwirtschaft, die zur Resilienz verhilft, zeichnet sich dadurch aus, dass sie überall verschieden und auf die Bedürfnisse ihres Nahumfeldes ausgerichtet ist. Das schließt tendenziell auch entkommerzialisierte Verteilungsstrukturen ein. Gerade kleine Projekte der Lebensmittelerzeugung, die oftmals in keiner Statistik auftauchen, erweisen sich vor diesem Hintergrund als zukunftsweisend. Aber auch ökologisch wirtschaftende und bäuerliche Betriebe können bei entsprechend regionaler Integration entscheidend zur örtlichen Resilienz beitragen.

Da sich bereits heutige Generationen mit zusehends gefährdeten Versorgungsstrukturen konfrontiert sehen, muss nachhaltiges Handeln schon längst keine weltretterischen Absichten mehr verfolgen. Reiner Selbstschutz reicht als Motivation völlig aus. Worauf also warten wir...?

Literatur

- Borgstedt, S. (2011): Das Paradies vor der Haustür... oekom München, S. 118-125
Hopkins, R. (2008) Energiewende. Das Handbuch... Zweitausendeins, Frankfurt am Main
Müller, C. (2011) Urban Gardening... oekom München S. 22-51
Paech, N. (2010) Vom grünen Wachstumsmythos zur Postwachstumsökonomie. In: Perspektiven einer nachhaltigen Entwicklung ... Frankfurt am Main S. 131-151
Walker, B. et al. (2004) Resilience, adaptability and transformability in social-ecological systems www.ecologyandsociety.org/vol9/iss2/art5/print.pdf